

Jonathan Lee

Joy

ROMAN

Aus dem Englischen von
Cornelia Holfelder-von der Tann

Diogenes

Die englische Originalausgabe erschien 2012
mit demselben Titel bei William Heinemann

Copyright © Jonathan Lee 2012

All rights reserved

Motto S. 7 aus: William Maxwell,

›So Long, See You Tomorrow‹, New York 1980,

übersetzt von Cornelia Holfelder-von der Tann

Covermotiv: Gemälde von Darek Grabus, ›Tel Aviv‹

Copyright © Darek Grabus

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2024

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

80/24/44/1

ISBN 978 3 257 07242 6

Für Amy

»Glück ist das Licht auf dem Wasser.
Das Wasser ist kalt, dunkel und tief.«
William Maxwell

ERSTER AKT

Traumlogik

»... Atzen Fledermäuse Katzen? ...«
Lewis Carroll,
Alice im Wunderland

Warum steht die Tür offen? Die Haustür dürfte nicht offen stehen. Ein Uhr morgens im Stadtteil Angel, Müdigkeit surrt in Joys Kopf wie eine eingesperrte Fliege, und die Tür steht offen. In einem gewissen Stadium des Lebens wird jede Einzelheit komplex.

Sie checkt ihren Blackberry. Nichts Neues. Nicht, seit sie ihn gerade eben im Taxi gecheckt hat. Keine E-Mail, keine Sprachnachricht, keine SMS von Dennis, die erklären würde, warum die Tür nicht zu ist. Während das schwarze Taxi, das sie abgesetzt hat, davonschnurrt, fährt sie mit der Zeigefingerkuppe über die Zähne ihres Haustürschlüssels, des Schlüssels, der jetzt überflüssig ist, und fühlt scharfe kleine Urteilsscheren schnippschnapp durch ihr Bewusstsein schneiden: unverantwortlich – gefährlich – hat er schon mal gemacht – Tür offen gelassen beim Zubettgehen – Zubettgehen mit seinem Mitternachtstoast – ägyptische Baumwolle, und er isst Toast! Kribbelnder, schmerzender Ärger übernimmt, noch verstärkt durch das, was sie jetzt bemerkt: ein auf dem Boden deponiertes Präsent von Zorro, dem offenkundig inkontinenten Cockerspaniel der Nachbarn, umstrahlt von einer Aura spöttischen Mondlichts.

In letzter Zeit ist Joy bemüht, sich Kraftausdrücke zu verkneifen, aber jetzt fühlt sie, wie einige ihre Kehle empor-

drängen; Hitze steigt ihr in die Ohren und Augen, und ihre Haut gibt einen Hauch Parfüm ab. »Du bist zu streng mit den Menschen«, hat ihr Vater immer gesagt, und sie hat dran gearbeitet, nicht so streng mit anderen und sich selbst zu sein, hat sich vorgenommen, den letzten Tag ihres Lebens in einem ätherischen Zustand der Gelassenheit zu verbringen, ihre absurdesten High Heels zu tragen und Fremden ein breites Lächeln zu schenken, aber jetzt steht die Tür offen, steht um ein Uhr an diesem letzten Freitag erkennbar offen (schon fast *sperrangelweit* offen – gähmend, *aufklaffend*), und die Atkinsons haben noch nie was von Hundekotgeri-fern gehört, und die Luft vor ihrem Haus ist eine tierische Wolke von Kotgestank, Gestank, der durch die floralen Noten ihres Parfüms etwas Billig-Süßliches bekommt, und tiefe Runzeln bilden sich auf ihrer Stirn, der auch der fran-sige, seidige Pony darüber und die immer glänzenden Augen darunter den Ernst nicht nehmen können.

Sie schluckt ein *Arsch* und ein *Sack* hinunter, landet bei einem fast lautlosen *Trottel*. Den eigenen Mann *Trottel* zu nennen, das Wort in der Januarluft ein rasch verfliegendes Wölkchen, tut überraschend gut. Reduziert den Nebel im Kopf. Reduziert die Frustrationen der Woche, die Toastkrümel der Woche, die an ihrer Haut kleben. Nach einer Arbeitsphase wie der, die sie gerade hinter sich hat – einer absurd langen Reihe von Meetings, durchsetzt mit Stress und Koffein, sechzehn Stunden zermürender Diskussionen über Lebensmittelgesetze und die Frage, was man in Hühnerbrüste injizieren darf und was nicht, sechzehn Stunden nicht allzu verstohlener Blicke auf *ihre* Brüste von Männern mit breitgequetschten B-Körbchen-Füllseln unter klebri-

gen, gelbstichigen Hemden –, fühlt es sich wie ein überaus prägnantes Schlusswort zu ihrem Donnerstag an: *Trottel*.

Ein Tier huscht zwischen parkenden Autos hindurch, rötlich im Schummerlicht der Straßenlaternen. Über diesen Straßenlaternen sind viktorianische Dächer mit Antennen gespickt, und eine Mondsichel hängt im Dunkel. Den Kopf in den Nacken gelegt, im Bewusstsein der Tatsache, dass sie den Mond nie wiedersehen wird, und entschlossen, seine abstrakte Eleganz zu würdigen, hört sie dann das leise Surren von Rädern – ein Fahrradlicht erhellt das Gesicht des Fuchses – und streckt, des Herumstehens auf der Straße müde, die Hand nach dem Türknauf aus; das Leder ihrer Handtasche flirtet mit ihrem Rock, als sie in die tiefe Düsternis des Hauses tritt. Ihr Ziel für die nächsten Stunden? Nicht zu viel zu denken, ihren Plan auf jene ruhige, systematische Art auszuführen, die ihr Arbeitgeber, taub für die unvermeidliche Abkürzung, als Kombination aus Selbstdisziplin, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt wertet (»Zeig mal ein bisschen mehr SEGS«, sagen Joys Kollegen, »die Partner stehen auf SEGS«), aber irgendwie ist es nicht –

Knarr-ck.

Sie stutzt – was ist das?

Stille, während der Moment sich verdichtet, dann wieder *Knarr-ck*. Irgendwo zwischen Knarren und Knacken und – halt – war das anders?

Ja.

Anders.

Eingestreuert zwischen die *Knarr-cks* hört sie ein Geräusch, das mit mehr Luft verbunden ist, ein ... *Wu-wuuh?* Fast wie der Background bei diesem einen Stones-Song,

dem, den Peter so mag, *Sympathy for the Irgendwas – Wu-wuuh – Devil*. Komisch. Beängstigend. Nur sie und Dennis benutzen diese Haustür, die Einliegerwohnung auf der Hangseite ihres terrassierten Hauses hat einen eigenen Eingang. Von dort oben hört sie nichts, hört sie nie etwas. Dieser merkwürdige Mix aus zwei Geräuschen kommt aus Richtung *ihrer* Küche, *ihres* Wohnzimmers.

Knarr-ck.

Wu-wuuh.

Wahrscheinlich nichts weiter ... es sei denn ... wahrscheinlich nichts ...

Sie streift die Schuhe ab und schleicht in Zeitlupe durch den Flur. Die Luft ist trotz der offenen Haustür sirupdick von der Zentralheizungswärme. Angespannt und ängstlich nimmt sie in der Hitze ihre Umgebung überdeutlich wahr: den staubgrünen Teppich, die schattendunklen Wände, die Staubflusen unter dem Heizkörper. Es ist doch idiotisch, sich zu fürchten. *Knarr-ck*. Wenn ein psychopathischer Einbrecher herausstürzt und sie umbringt – dann erspart er ihr doch nur die Mühe, es selbst zu tun. *Wu-wuuh*. Aber wenn er ihr nur wehtut, nur wehtut ...

Sie zögert. Fragt sich, ob sie umkehren soll. Die Atkinsons wecken? Mit Zorro wiederkommen?

Dann, inmitten der Unentschlossenheit, eine Welle von Selbsthass: Also *bitte*. In den kommenden Stunden ist Mut gefragt, und die Atkinsons sind *Lateinlehrer*, das einzig Fürchtenswerte an Zorro ist sein Hinterteil.

Ein Schritt, ein zweiter, ein dritter. Vorbei an der Küchentür, also müssen die Geräusche aus dem Wohnzimmer kommen. Sie bleibt wieder stehen. Konzentriert sich. Ruft

Dennis' Namen. Heraus kommt ein leises Krächzen, ein Streichholzflämmchen in weitem Dunkel. Sie erwägt, die Lampe auszustöpseln. Sie als Waffe zu benutzen. Wo ist ihr Tennisschläger? Sonst ist ihr Schläger immer unter dem Tisch mit der Lampe, die in Ermangelung des Schlägers vielleicht die beste Waffe halbwegs in Reichweite ist.

Knarr-ck.

Wenn sie diese Begegnung mit dem Einbrecher überlebt, sich aber herausstellt, dass er ihren Tennisschläger gestohlen hat, wird es nichts mit ihrem Mittagspausen-Tennis-match.

Wu-wuuh.

Was nicht gut wäre, weil es das letzte Tennismatch ihres Lebens sein sollte und insofern etwas Zeremonielles, denn für Joy war, auch wenn sie im Ganzen ein authentischer und unprätentiöser Mensch ist, durch das ganze Traditionsgehebe – all die Präjudizien, Präambeln, hochachtungsvollen Grüße und Dienstwagen mit Chauffeur, die eine Juristenkarriere ausmachen – das Zeremonielle ein Teil ihrer Person geworden. Und sie ist Joy, immer noch Joy, trotz ihrer Zweifel in letzter Zeit – dem nagenden Gefühl, dass sie in der falschen Haut steckt, dass selbst ihre Gefühle geborgt oder falsch sind.

Während das Adrenalin durch ihren Körper schießt, verhakt sich ihr Denken an der verblüffend banalen Frage, ob sie, wenn ihr der Einbrecher den Tennisschläger (nicht aber das Leben) nimmt, das Tennis mit Christine absagen und stattdessen eine letzte Fitnesssession mit ihrem Personal Trainer in der Firma machen soll, aber sie hat auf die Gesellschaft einer Freundin gehofft, und sie will auf keinen Fall

jemanden enttäuschen, der immer so nett zu ihr war wie Chri –

KNARRR-CK.

Lauter jetzt und damit klarer, sind die beiden Geräusche nicht mehr so ineinander verflochten, und Joy denkt darüber nach, konzentriert sich auf das unmittelbare Problem und findet es lustig, echt lustig, dass das eine Geräusch so hauchig-menschlich klingt und das andere mehr wie irgendein knarrendes Möbelstück und – könnte es sein –

Sie spürt irgendwo in ihrem angstvernebelten Hirn das lautlose Herangleiten einer neuen Idee.

WU-WUUH.

Die Geräusche. Das ist. Das hat bestimmt etwas mit Dennis' neuem Fitnessding zu tun.

Sie atmet aus. *Heiliger*. Alles okay. *Himmel*. Seit er dieses Sabbatjahr macht, ist Dennis – der solide, verlässliche Dennis – ständig dabei, sich vor Fitness-DVDs zu verrenken und Zeug zu trinken, das die Konsistenz von nassem Zement hat. Ältere Männer. Sie müssten mit Warnhinweisen versehen sein. Als sie geheiratet haben, war er noch einigermaßen jung, aber niemand hat ihr gesagt, dass der Abstand irgendwie immer größer werden würde, dass für einen Mann über vierzig jedes Jahr ein Hundejahr ist, verbunden mit Flatulenz, Paranoia, regelmäßigen Nickerchen und vehementem Bellen am falschen Baum.

KNARRR-CK.

In Joys Kopf hat sich jetzt ein Bild geformt: Er macht irgendwelche albern, mit *Wu-Wuuh* verbundenen Ich-sehe-nicht-aus-wie-fünfundvierzig-Trizeps-Dips, die Fersen in den teuren Teppich gegraben, sein ganzes Körpergewicht

auf der Sitzkante des *knarr-ckenden* Jacobson-Sofas abgestemmt, und mit diesem Szenario kann sie leben, das kann sie tolerieren, weil es ein Szenario ist, in dem sie nicht die Mühe auf sich nehmen muss, die Lampe auszustöpseln und einen Einbrecher zu erschlagen, nur Stunden, bevor Hanger's ihr die Partnerschaft anzutragen gedenkt, bevor sie ihr die Papiere zur Unterschrift vorlegen und ihr eine Kapitaleinlage abluchsen, ihre Finanzmittel binden wollen – eine Ehre, durch die sich das Geschäft des Sterbens als genauso kompliziert entpuppt, wie sich das Geschäft des Lebens in still-beharrlicher Überzeugungsarbeit erwiesen hat. Sie will gehen, wie sie es geplant hat, heute Nachmittag, an dem Datum, an dem ihr Leben in die Brüche gegangen ist, will auf eine Art und Weise gehen, die so wenig Wirbel wie möglich macht, ja gar keinen Wirbel.

Im Halbdunkel des Flurs flackert eine Erinnerung auf. Sie sieht sich und ihren Neffen in einem Zelt. Ein Zelt mitten im Esszimmer ihrer vorigen Wohnung, hastig auf dem Teppichboden aufgebaut, in der Hoffnung, dass es die Unterlippe des Kleinen vom Zittern abhält. Klar, er vermisste seine Eltern, die mit Freunden in Südfrankreich zelten waren. Als Babysitterin wie als Zeltaufbauerin, stellte sie fest, hatte sie noch eine Menge zu lernen. Eigentlich als selbsttragendes Gebilde gedacht, benötigte das Zelt, um stehen zu bleiben, doch improvisierte Spannleinen – an Bücherregalen und Tischbeinen verzurrte Stücke von Paketschnur, die jeweils umschichtig erschlafften, wenn das Kind, aufgekratzt wegen des Taschenlampenstrahls, den Joy über die Zeltinnenwände gleiten ließ, das Fiberglasgestänge ins Wackeln brachte. »Tante Joy, kann ich die Taschenlampe len-

ken?«, sagte er ... oder so ähnlich, eine Formulierung jedenfalls, die ... seiner Frage etwas seltsam Präzises gab. Seine Rolle als Mini-Gott, der Licht und Dunkel kontrollierte, amüsierte ihn eine Weile, aber dann wurde es ihm langweilig, und er wollte noch mehr Cornflakes ...

Jetzt, wo sie in all dem *Knarr-ck* und *Wu-wuuh* einfach nur reglos dasteht und sich mit einer Brille auf der Flurkonsole einen Starrwettkampf liefert, ist ihre Angst in Langeweile umgeschlagen. Alles, was sie dort drinnen erwartet, ist eine lästige Debatte über offen stehende Türen und spätnächtliche Fitnessübungen. Der Zyklus von Kritteln und Grummeln ist unschön, aber gewohnt, ein sicheres Plätzchen, an dem sie sich einkuscheln kann. Wahrscheinlich ist es für Dennis mit dem Fitnesstraining genauso. Er macht seine Übungen vor dem Schlafengehen, weil sie den Tag auf etwas herunterdimensionieren, mit dem er umgehen kann. Und wenn sie ehrlich ist: Es gibt schlimmere Gewohnheiten. Man nehme nur mal die Jungs in der Firma, Typen, die vermutlich höhnisch über sie herziehen werden, wenn sie nicht mehr da ist. (War dem einfach nicht gewachsen! Hat den Druck nicht verkraftet!) Typen wie Peter, der seinen Arbeitstag gern damit beendet, in den Spiegel bei dem klöbigen Cola-Automaten zu schauen, so angetan von sich selbst, dass man es förmlich *hört*, ein Frequenzrauschen, ein erregtes Statikknistern. Dennis berauscht sich wenigstens nicht an seinem eigenen Spiegelbild, sondern versucht nur – auf halbwegs männliche Weise – fit zu bleiben.

So besehen, war *Trottel* vielleicht ein bisschen zu hart.

Nur dass ... komisch. Als sie Kopf und Oberkörper etwas nach vorn neigt, um über die Brille und die Konsole

hinweg ins Unterwasserlicht des Wohnzimmers zu spähen, gerät etwas Neues in ihr Sichtfeld. Ein Fetzen Stoff auf dem Teppich, die Farbe schattengedämpft. Ist das – ein *Slip*?